

Politisches Blatt,

als Extra-Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 10.

Donnerstag am 21. September.

1848.

Das Theater.

Nur derjenige ist im Stande, die ganze Erbärmlichkeit unserer vormärzlichen Theaterzustände zu erfassen, der das Glück hatte, die Bühnen freier Länder gesehen zu haben. Wir werden dann erst zu dieser traurigen Einsicht kommen, wenn wir dießfalls in besseren Verhältnissen dastehen.

Das Theater wird sich ändern, es muß sich ändern. Es war bis jetzt das geistlose Echo einer kraftlosen Literatur, es war der treue Spiegel unseres moralischen und geistigen Siechthums. Wie konnte es auch anders seyn? Was ist das Schauspiel denn sonst, als die Wiederholung des Lebens, wie es sich im Zimmer oder auf der Gasse abspinnt, geschmückt mit einer relativen poetischen Zugabe? Wo aber das wirkliche Leben nichts Großes, nichts Schönes bietet, wo es mit monotonem Tagewerk und gewöhnlichem Sinnenfutter die 24 Stunden ausfüllt, woher soll da die Kunst den Stoff zu ihren Gebilden nehmen, sie, die nur verklärt das widerspiegelt, was wirklich ist und war?

Das Theater ist ein Geismesser, für den Culturgrad eines Volkes, so zwar, daß ein geschickt combinirter Kopf aus dem entsprechenden Repertoire vielleicht die Geschichte eines Staates zu errathen vermöchte. So war das alt-österreichische Theater das lebhafteste Widerspiel unserer socialen Zustände. Seichte Producte, geistlose Spielerei in pomphaften Glitter gehüllt, das war's, was man am liebsten auf den Brettern sah. Der sinnlich vornehmere Theil des Publicums ergab sich an den Leichtfertigkeiten der französischen Muse; das derbere Naturell war glücklich in der Anschauung von Nestrosiaden. Wenn ein geschmackvoller Director einmal die Meister der Literatur, die Goethe's die Schiller's auf sein Repertoire brachte, so kam man aus ästhetischer Eitelkeit, um Geschmack zu zeigen, oder man gab sich auch dazu nicht die Mühe und blieb weg.

Dabei ist's unglaublich, wie ausnahmsweise nachsichtig die verblichene Censur, gewissen Theaterproducenten gegenüber, war: während jeder politische Anstoß auf das strengste verpönt war, durfte sich's eine zügellose Moral breit und bequem machen, eine Moral, die vielleicht selbst der griechische Areopag an seinem Aristophanes verdammt hätte. Censurfrei stand der Giftbaum des französischen Vaudevilles auf unsern Bühnen, und nebenan wälzte sich das Ungerhüm der Wiener Posse im „gemüthlichen“ Kothe. Wer klärt diesen Widerspruch auf? Ich mag es nicht glauben, daß unsere vormärzlichen souverainen Vormünder mit Bewußtseyn, mit Vorsatz diesen Weg uns führten, etwa dem Grundsatz huldigend, daß ein Volk mit schlaffer Moral am besten zu leiten sey — sondern ich meine, daß da der Zeitgeist einmal nicht mehr ganz abzuwehren war, man uns lieber seine tändelnde Sinnlichkeit, als seine mannhafte Gedankenlust gönnte.

Daß diese Richtung unseres alten Theaters ihren Eindruck machte, ist nicht zu läugnen; denn was die strengste Erziehung in trüben Schulstunden aufgebaut, das kann ein frivolster Theaterabend zu nichte machen; ein piquanter Pariser Einfall, oder ein leicht geschürztes Beentkleid — bleibt lieber im Gedächtnisse, als manch schöner Sittenspruch. So geschah es, daß die moralisch-freigeisterei im patriarchalischen Oesterreich zu ungewöhnlicher Reife gedieh, und zwar zumeist in den der Bildung zugänglichsten Ständen, und gerade die Bühne hat dieses Lehramt der Aufklärung am ausgiebigsten betrieben. Nicht als wenn im österreichischen Volke die Lust am Gäkenthume eingeboren läge, sondern man ließ dem

Geiste keine lockendere Sphäre der Thätigkeit, und so ohne Gegengewicht trieb es ihn über Hals und Kopf in die lustigen Arme des Epicuräismus.

Ich will darüber nicht viele Worte machen, daß diese Weise des Theaters jedes tüchtige dramatische Talent abstieß; daß es dem guten Kopfe unmöglich wurde, unter solchen Verhältnissen für die Bühne zu schreiben. Denn wo der Sedlnitzky'sche Nothlist das Recht über Leben und Tod eines Kunstproductes übt, da mag keine Pflanz wachsen. Es ist gegen alle Vernunft, zu begehren, daß das Genie seinen Gedankenschatz in die plumpe Hand eines bornirten Censors bringe, oder daß es sich gegen seinen moralischen Instinct herbeilasse, mit seinen himmlischen Einfällen einen Theaterpöbel zu unterhalten. Deshalb schwiegen unsere Grillparzer's und suchten in trüber Resignation ihr undankbares Talent zu vernichten, wie jener Fürst seine Perle in's Meer warf, weil sie für jeden Käufer zu kostbar schien. — Unterdeß aber arbeitete der gemeine Trost schreibender Tagelöhner auf dem Felde der Dramaturgie und zog mit jedem Tage das arme zahlende Publikum tiefer herab zu seiner eigenen Gedanken-Niedrigkeit.

So wurde das Theater, verlassen von gewiegteren Talenten, vernachlässigt von einer Sittenpolizei im höheren Sinne des Wortes, ein würdiges Seitenstück zu vielen andern erbärmlichen Institutionen des alten Systems!

Nun aber hat sich das Blatt gewendet. Die Revolution befreite auch das Theater, und es ist ihm gestattet, mit aller Lebenslust ein neues Daseyn zu beginnen. Die gährende Kraft, die sich jetzt in allen Geistesrichtungen kund gibt, wird den Literaten neue Gestalt geben. Wenn früher die kalte Prosa des Lebens auch die überschwenglichste Phantasie abspannen konnte, so muß jetzt die schwüle, phantastische Wirthschaft, die Staaten und Völker aufrührt, den kältesten Kopf warm und gewissermaßen poetisch machen. Der Sturm bewegter Zeiten ist die Lebenslust der Dichtkunst, und ich zweifle nicht, daß in Bälde jeder Nation Parnas wimmeln wird von einer neuen Generation von Poeten.

So dürfte es in der Zukunft dem Theater an Materialen nicht fehlen, und es wird nicht mehr gezwungen seyn, seine Hand um schlechte Ware bettelnd über den Rhein hinjzustrecken. Schon das ist eine Revolution werth! Denn es gibt in der That nichts Erbärmlicheres, als solch' Zugeständniß geistiger Unzulänglichkeit, welche andächtig die Brosamen auflieft, die vom Pulse eines Scribe und Consorten niederfallen. Das ist der ärgerliche Jopf, den unser Theaterwesen schon Jahrhunderte lang über die Bretter schleppt, und ein Monument dem Manne, der es zuerst wagt, ihn würz abzuschneiden! Vielleicht ist das reine Ausprägen der Nationalität mit Abweisen alles Fremdländischen nirgend mehr am Platze, als eben auf der Bühne; denn gibt es wohl eine erspriesslichere Volksschule für vaterländische Sprache, Sitten, Ideen und Empfindung, als sie? und ist's nicht erhebend, wenn wir da im verklärten Lichte der Poesie nur unsere heimliche Art und Weise wiederfinden? Das heißt „Volkstheater“, und nur so erhält es seine Bestimmung.

Ich weiß es, wie viele Hindernisse theilhaftigen Männern bei der Reform der Bühne im Wege stehen, wie schwer es seyn mag, solch' ein verwickeltes Geschäft in ein anderes Geleise zu bringen. Der Abgang von Geldmitteln, der unsichere Erfolg, der Geist der Schauspieler, hie und da der Geschmack des Publikums selbst, alle diese Rücksichten können den stärksten Willen brechen. Wie wenige dramatische Anstalten sind so unab-

hängig gestellt, daß sie in ihren Maßnahmen nur den Normen der Kunst Folge leisten dürfen; die meisten sind ja nur Versorgungshäuser dürftiger Kunstjünger, wohin das Publikum für einen mittelmäßigen Spaß ein schmales Stück Brot bringt; von solchen zu erwarten, daß sie zur Reform den ersten Schritt thäten, wäre unbillig.

Jene wenigen sicher-gestellten, an Behelfen Reichen, haben daher die Pflicht auf sich, mit der Umschaffung des Repertoires, mit der Umbildung des Geschmacks anzufangen. Es bleibt ihnen auch zur Förderung ihres gold'nen Heils nichts anders übrig; denn albern wäre es zu glauben, der neugeborne Geist des Volkes werde sich mit dem alten Mummenschanz begnügen! Die Erfahrung weist nach, wie leer die Theaterbänke jetzt bleiben, nicht deshalb, weil die Kosten der Revolution mit dem Gelde geizen machen, sondern weil's den Mündig gewordenen vor den Lappalien der Vorzeit eckelt.

Es gibt keine andere Rettung, als zu den großen Meistern seine Zuflucht zu nehmen! Führt uns ihre Schöpfungen mit Fleiß und Talent vor, und ich bin überzeugt, die flüchtige Menge wird ihre Kunsthallen wieder suchen. Und welche Schätze stehen dem Repertoire nicht zu Gebote, seitdem der todgeschlagene Censor, Censur, nicht mehr Wache steht vor den Kleindien des Genies? Wenn auch Decennien lang die besten Federn feiern, es blieben besonders dem deutschen Theater Mittel genug, seinen Bedarf geschmackvoll zu decken.

Zudem werden auch ruhigere Tage kommen, und der Dichter, der jetzt die Musquete schleppt, oder auf der Tribune Politik dichtet, wird wieder zu seiner Bestimmung heimkehren, und bei stiller Nachtlampe das „Erlebte wieder lebend“ der Bühne eine neue, freie Literatur geben.

Als Primiz seines Zuverkegehens möge aber von nun an jeder Director den Gedanken festhalten, daß er es jetzt mit einem ganz andern Publikum zu thun habe, daß mit Metternich auch der alte Theatergeschmack davongejagt wurde, und daß das redicale Streben der Politik auch eine durchgreifende Reform der Bühne nothwendig mache. Möchten doch die Meisterschulen der Kunst in der Residenz bald diesen Grundsatz thatsächlich adoptiren, auf daß es dem weniger selbstständigen Provinzialtheater möglich werde, das Beispiel jener befolgend, ihr Publikum zu befriedigen! !

del Cott.

Noch ein Wort über die neue slowenische Orthographie.

(Schluß.)

Daß die lateinischen Buchstaben für die nöthige Bezeichnung der slavischen Laute unzulänglich sind, weil sie nur für die lateinische, nicht aber für die slavische Sprache erfunden oder angenommen waren, haben die Gelehrten, besonders in den letzten Zeiten, so gut als der h. Cyrill in seiner Zeit anerkannt. Daher in den letzten Jahrzehenden so viele unglückliche Bemühungen, die schönen lateinischen Lettern mit Hinzusetzung neuer, den lateinischen analoger, für die slavische Sprache zu qualificiren. So entstand fast zu gleicher Zeit die sogenannte Metelko'sche, die Dainko'sche, die Gas'sche Orthographie, Pravopis: eine schreckliche babilonische Verwirrung, die ihres Gleichen nicht hat. Jeder arbeitet mit Händen und Füßen, um seinem Kinde Geltung zu verschaffen.

Wenn man nun die Cyrill'schen Buchstaben mit den Serben und Russen nicht annehmen will, sondern bei den schönen lateinischen zu bleiben entschlossen ist, was wahrlich für die literäre slavische Einheit höchst zu bedauern ist, weil man nicht hoffen kann,

daß die Russen je ihre Schreibweise verlassen, so muß doch das lateinische Alphabet mit so vielen analogen Zeichen vermehrt werden, als wir für unsere slavische Sprache deren nöthig haben, nach der Regel der Alten, des h. Cyrill selbst. Solche analoge Zeichen zu erfinden, die zu den schönen lateinischen Buchstaben passen, kann in unserer kunstreichen, ästhetischen Zeit doch nicht so schwer oder wohl gar unmöglich seyn. Dieß zu bewirken ist die Aufgabe nicht eines einzelnen Gelehrten, noch weniger einer Partei, sondern der Gelehrten vom Fache aus allen slovenischen Gauen gemeinschaftlich, und dann wird man sich hoffentlich dahin einigen, daß entweder die Bohorizhiza bleibe, wie sie war, so mangelhaft sie ist, oder man wird finden, daß unter allen bisher auf die Bahn gebrachten die sogenannte Metelko'sche Schreibweise noch am allerbesten allen möglichen Erfordernissen entspreche, nachdem sie einmal richtig alle nothwendigen slovenischen Laute bezeichnen kann und dann die meisten Buchstaben zu den lateinischen gut passen, oder bald noch passender gemacht werden können. Das **Y** ist ein umgekehrtes **h**, wie beim Cyrill. Das **w** das lateinische hebräische **v**, also aus der ursprünglichen Quelle, aus welcher auch die übrigen griechischen und lateinischen Buchstaben entstanden sind. Der Halbvoocal wird wohl eine Modification erhalten müssen und etwas seltener in Gebrauch kommen; indessen ist er doch nothwendig und bringt unsere Mundart der altslavischen näher, wie es aus Dobrowsky's altslavischer Grammatik ersichtlich ist. Gefallen etliche Zeichen nicht, so können sie ja noch verschönert, oder durch andere passendere und hübschere ersetzt werden.

Uebrigens bemerke ich als eine vollkommen bekannte Thatsache, daß Hr. Metelko die in seiner schönen und guten Grammatik gebrauchten Lettern nicht selbst und allein erfunden hat, sondern, daß der gelehrte und berühmte Hr. Abbé Dobrowsky, dann Hr. Kopytar und der damalige philosophische Director, nachheriger Bischof, Hr. Ravnikar, den Hauptantheil daran hatten. Es ist zu bedauern, daß man diese, so lange früher gewünschte, besprochene und endlich mit großer Mühe bewendete Arbeit nicht noch mit andern Gelehrten vom Fache in verschiedenen slavischen Provinzen conferirt, sondern sie etwas zu schnell in den Gebrauch eingeführt hat. Bei dem WC-Kriege war, wie es mir scheint, ein ziemlicher Theil gekränkter Ehrgeizes mit im Spiele; denn wenn man dort alle gelehrten Entgegnungen der erhitzen Gegner in kurze Sätze zusammenfaßt, so zerfallen sie eigentlich in nichts, oder bloß in die Worte: »Wir wollen diese Buchstaben nicht.«

Aus dem Gesagten folgt, daß die Gaische keine gewünschte, dem Mütter Cyrill nachgeahmte Vervollständigung und daher wahre Verbesserung unserer Orthographie, sondern eigentlich nichts als eine reine, unnöthige und unsaubere Entstellung etlicher, sonst schöner Consonanten und deswegen unter keiner Bedingung zulässig, sondern ganz verwerflich sey; daß ferner die Bohorizhiza, als ein armseliges, für unsere slavische Sprache sehr mangelhaftes Darlehen aus Latium, nur für die lateinische und nicht für die slavische Sprache geschaffen, so lange allenfalls nothdürftig zu behalten ist, weil sie schon da war, bis etwas Besseres, für uns Passenderes, Vollständigeres zu Stande kommt; daß die Metelzhiza unter allen bisher auf die Bahn gebrachten slovenischen Schreibweisen dem Zwecke und den allseitigen Anforderungen noch am besten entsprochen habe, und noch am besten in die Fußstapfen des h. Cyrill getreten sey, und ich weiß nicht, auch die Gegner wissen es gewiß selbst nicht, warum sie dieselbe, da sie schon da war, beseitiget, ohne was Vollkommeneres dafür geschaffen zu haben. Will man aber nun die Metelzhiza durchaus nicht haben, so bleibt uns nichts anderes übrig, als entweder zur Bohorizhiza wieder zurückzunehmen, oder aber eine neue, göttlichschöne, allen Anforderungen der slov. Sprache entsprechende, allseitig genügende, vollständige zu schaffen, was aber schwerlich mit etwas Besserem, als die Metelzhiza gibt, gelingen dürfte; oder endlich die Ziriliza, welche ja eigens für die Slaven geschaffen ist, anzunehmen und allgemein einzuführen,

was in so fern zu wünschen ist, weil die Serben und Russen sie bereits besitzen und es nicht zu hoffen ist, daß sie je eine andere annehmen werden, wozu sie auch keinen Grund haben; damit sodann alle Slaven nur die einen und die nämlichen Schriftzeichen haben, wie es seyn soll. Kein Volk in der Welt hat in seinem Schooße eine solche Verschiedenheit der Sprachzeichen, als wir Slaven. Was würde man denken, wenn es z. B. den deutschen Völkern einfiel, etwas Solches aufkommen zu lassen? Wenn die Schweizer eine eigene, die Sachsen wieder eine andere, und die Brandenburger oder Westphalen zc. wieder eine andere Schrift und Orthographie hätten? Wir selbst würden sie auslachen. Wahrhaft lächerlich und bedauernswürdig ist es, daß bei uns Slaven und insbesondere bei uns Slovenen sich so viele für schon berufen halten, eine neue Orthographie einzuführen, ohne das Wesen der Sprache und ihre Bedürfnisse zu kennen, und oft bloß einige Kräfte über einzelne lateinische Buchstaben und zwar über Consonanten zu machen, und dieß schon für eine hinlängliche Vervollständigung und Verbesserung der slovenischen Orthographie ausgeben. Es ist daher höchst zu wünschen, die Gelehrten möchten doch einmal gemeinschaftlich in dieser jetzt so wichtigen Sache nach den Regeln aller Erfindungen der Schriftsprachen über-einkommen und sie einmal festlegen und sicherstellen.

St. Canzian, am 31. August 1848.

Salakar, Pfarrer.

Ein zeitgemäßes Wort

über die ergänzte Verordnung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes (datirt vom 13. August 1848, Z. 4875, veröffentlicht durch das Amtsblatt der Laibacher Zeitung vom 31. August 1. J. mittelst hoher Subernial-Verordnung vom 25. August, Z. 1559/19742) daß das niedere chirurgische Studium überall in den österreichischen Staaten aufgehoben sey.

Abgesehen davon, daß bis zur Stunde die sämtlichen Herren Abgeordneten des hohen Reichstages in Wien über diesen wichtigen Gegenstand noch keine entschiedene Sprache geführt haben, sohin das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes sich nicht in der Selbstkraft befindet, ein so eingreifendes Gesetz zu erlassen, wirft sich die gewiß wichtige Frage von selbst auf: »Was gibt den nächsten Grund dazu, daß das niedere chirurgische Studium überall in den österreichischen Staaten aufgehoben werden soll?«

Schon der Ausdruck »niederes chirurgisches Studium« ist für die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, für den sehr vorgerückten wissenschaftlichen Zeitgeist und für den hohen Standpunct, welchen die Chirurgie unzweifelhaft einnimmt, sehr anstößig. In einer bekannten medicinischen Druckschrift läßt sich freilich die Stelle lesen, »daß die Chirurgen im Medicinalfache beschränkte ausgebildete Individuen sind;« doch — wird dieser Satz nach dem wahren practischen Leben der Chirurgen verfolgt, so kann man offen sagen, daß diese Ansicht nicht wahr sey, daß vielmehr der Satz sich richtiger dahin bewähre, daß das Studium der Medicin noch bei Weitem nicht jenen wissenschaftlichen Standpunct inne habe, welchen die Chirurgie als Wissenschaft bereits erreicht hat.

Die Ansichten und Aeußerungen wegen der beschränkten Ausbildung deuten nur auf öffentliche Verleumdung und Geringschätzung der Chirurgen, zugleich auch der angestellten Herren Professoren an den medicinisch-chirurgischen Lehranstalten hin, die doch gewiß trefflich ausgebildete Böglinge von Universitäten sind. Auf diese hochgeschätzten und unvergeßlichen Ehrenmänner fällt nach den neu auftauchenden Systemen das traurige Loos, daß sie in Lehrfächern nicht genug Tüchtigkeit besitzen, Heilkünstler zu bilden, und sie als solche aus den öffentlichen Lehranstalten zu entlassen. — Errare humanum!

Schenkt man aber übrigens diesen Ansichten und Aeußerungen, als mache die Chirurgie an nichtuniversitätlichen Lehranstalten nur manke Fortschritte, ein tieferes Nachdenken, und wird dabei alles gut aufgefaßt und

versperrt, so läßt sich als unverkennbar folgern, wie sich der Zahn des Neides der Chirurgie wegen will, die doch schon manchen Sommer hundert selbst unter Sträubeköpfen glückliche und feste Proben gehalten hat. Chirurgie ist es nur, welche der gesammten Heilkunde mit ihren augenscheinlichen, richtigen und probehaltenden Resultaten zur Zierde so obenan steht, als das goldblinkende Wetterfähnlein an der Spitze. Joseph Hartmann, Med. et Chir. Doctor, sagt: »Sie ist der eigentliche Zweig des ärztlichen Wissens, welcher die größten Fortschritte einzig und allein der raschen Erfindung des Augenblickes für einzelne Fälle zu danken hat. Darum sind die Ansichten von Manchen sehr einseitig und drollig, wenn man die Früchte eines Zweiges der Kunst »Chirurgie« auf Kosten der andern überschätzt, dem medicinirenden-Heilverfahren den ersten Rang einräumt, um im Chirurgen nichts, als mechanische Behendigkeit, durch Uebung gewonnene manuelle Fertigkeit sehen will.«

(Schluß folgt.)

Entgegnung.

In dem Artikel des politischen Beiblattes Nr. 8 der Laibacher Zeitung vom 7. September 1848, Nr. 108, betitelt: »Ueber Erparungen im Staatshaushalte« hat der Verfasser, Herr Leopold Ledenic, unter Anderm sich folgendermaßen ausgesprochen:

»Da ich eben von Meilengeldern und Reise-pauschalien rede, so kann ich nicht unberührt lassen, daß die einer hiesigen Beamten-Classe des Bau-faches vor einigen Jahren ertheilte Bewilligung, für ihre Amtverrichtungen, wenn sie über eine Meile von ihrem Wohnorte entfernt vorgenommen werden, ein Taggeld verrechnen zu dürfen, nunmehr zu einer planmäßigen Ausbeutung des Staats-schatzes geführt hat, indem hiebei der Willkür ein zu freier Spielraum eröffnet ist, die selbst durch die wohlgemeinte Einführung controllirender Taggebücher nicht beschränkt werden zu können scheint; da ungeachtet dessen die diesfälligen, jährlich in die Tausende gehenden Aufrechnungen sich von Jahr zu Jahr steigern. Manche der Herren sind so naiv, sich ihrer dadurch gemachten guten Lage selbst zu rühmen.«

Die Inocitive, daß eine Baubeamten-Classe in der obbezeichneten Richtung sich die planmäßige Ausbeutung des Staats-schatzes zu Schulden kommen lasse, setzt nothwendig die Aufrechnung irgend einer Ungeübtheit oder das Zueignen der Staatsgelder auf unrechtmäßigem Wege, daher eo ipso eine strafbare und unehrenhafte Handlung voraus, die, wenn sie sich ermahnen würde, bei dem Betreffenden nicht nur streng geahndet werden, sondern ihn auch in seiner bürgerlichen und Amts-Ehre verlegen müßte.

Daß der Willkür bei Aufrechnung der Taggelde von Seite der Baubeamten ein zu freier Spielraum eröffnet sey, ist der Baudirection nicht, wohl aber sehr gut bekannt, daß diese Aufrechnung durch bestimmte Vorschriften geregelt ist und einer gewissenhaften Controlle unterliegt.

Da aber die Revision aller auf Taggebüchern beruhenden Taggelde-Aufrechnungen der hiesigen Baubeamten der Baudirection obliegt, und sie nur erst nach ihrer Bestätigung zur Adjustirung und zahlbaren Anweisung gelangen, so ist die ausgesprochene Inocitive auch ein mittelbarer Angriff auf ihre Amtshandlung und sie sieht sich daher veranlaßt, den Herrn Ledenic zur bestimmten Bezeichnung der von ihm inculpirteten hiesigen Baubeamtenclasse hiemit aufzufordern, damit diese im Verein mit der gleichfalls compromittirten gefertigten Direction die geeignetsten Schritte zur Reinigung ihrer öffentlich verletzten Amtsehre vor dem einschlägigen Forum einleiten könne.

Sollte Herr Ledenic dieser Aufforderung nicht demnächst in der Laibacher Zeitung Genüge leisten, so wird sein obcitirter Anwurf als eine ehren-schänderische Verleumdung einer ganzen Baubeamten-classe erklärt.

Die k. k. illyr. Prov. Baudirection. Laibach am 17. September 1848.

Berichtigung.

Im Politischen Blatt Nr. 9, vom 14. September d. J. rückwärts in der mittleren Spalte, 15 Zeile von unten: wolle »pro aris et focis« statt »pro avis et focis« gelesen werden.